

Unterwegs mit meinem Körper

Krankenhausreport „Sie können jetzt Musik machen.“

„Ich brauche etwas Schleim von Ihnen!“

So beginnt der Besuch einer Schwester an meinem neuen Bett: die Befragung des Stationspersonals nach meiner Selbsteinlieferung ins Spital.

Das hatte ich am Sonntag noch im Tatort gesehen. Sie nimmt diesen langen Stab mit dem Watteköpfchen, schiebt ihn in meinen Mund, dreht ein wenig und schiebt ihn dann sofort in ein Nasenloch, dreht ihn wieder hinaus, den Stab.

Um 13.40 Uhr melde ich mich zuvor auf Station B4. Ich müsse zuerst in die Patientenaufnahme unten links. Ich lasse meinen Reisekoffer zurück, an dessen Tragegriff noch der Gepäckanhänger der Lufthansa baumelt. Dieser dunkelrote Koffer hatte bisher für mich nur eine einzige Bedeutung: Reisen. Dazu verfolge ich eine Packliste, die ich angefertigt hatte, um nichts zu vergessen. Es gibt die Varianten „2 Tage“, „3-5 Tage“, „bis zu 10 Tagen“. Daraus folgen die Anzahl der Socken, Unterwäsche, Hemden etc., die mir den Aufenthalt am jeweiligen Reiseort – zumindest was die Kleidungsvariationen betrifft – variabel gestalten soll. Ein bisschen Urlaubsgefühl ist dabei, wenn ich diesen Trolley durch die Gänge des Krankenhauses schiebe. Hier allerdings suche ich nicht den richtigen Terminal, sondern die richtige Station, ein Urlaub also zur Verhärtung weicher Lebensgefühle.

Ich melde mich an und erhalte eine Info-Mappe der Krankenanstalt mit einem kleinen Prospekt für Zusatzleistungen. Die Fotos haben etwas von einem Reiseprospekt. Man kann also Extras nachbuchen. Zum Beispiel Einzeldoppel. Das kenne ich von meinem ersten Solo-Urlaub, damals in den 70ern auf Mallorca. Damals hatte ich ein Einzeldoppel, wusste also vorher nicht, wer noch in meinem Bett wohnt. Ich hatte zwei Zimmerkameraden in den zwei Wochen: Einen Fußballer aus Mainz, der sich aufrecht ins Bett stellte, als gegen zwei Uhr nachts draußen ein Pfiff zu hören war. Der andere war Sportlehrer in Essen, der mir nach zehn Vodka-Lemon das Schwimmen im Meer näher brachte. So ist das also auch hier.

Ich fahre wieder hoch zur Station B4 und frage die Schwester in der Rezeption nach einer solchen Sonderleistung und deute auf das Foto im Prospekt. Vor einer bunten Wandtapete, eine toskanische Landschaft, liegt eine fröhliche Einzelperson in einem opulenten Bett. Sie lächelt so wie auch die Schwester.

Man habe ein solches Einzel nicht. Die Diensthabenden lächeln unisono. „Okay“, sage ich, ich verstehe. Ich nehme dann das Einzeldoppel.“ Ich könne mir ruhig noch eine rauchen gehen.

Das Zimmer, also das Einzeldoppel, soll ich im Voraus bezahlen. Die Dame in der Patientenmeldung muss wieder ein paar Formulare ausfüllen. Ich kann per Karte bezahlen. Ist klar, wer hier bucht, dessen letztes Stündlein könnte geschlagen haben und dann ist es schwer, an die Kohle zu kommen, also vorab cash. Kein Sonderfall also. 59,00 Euro inklusive Tageszeitung, heißt es. Der Chefarzt sagte

mir schon bei meinem Vor-Einlieferungsgespräch, dass ich nicht in einem Schlafanzug herumlaufen müsse. Von Dinnerkleidung hat er nicht gesprochen. Also sitze ich in zivil auf der Bettkante und schaue auf graue Dächer.

So wie es die Wahnsinnigen tun, wenn es um Filmszenen geht. Die Kamera zeigt den Kranken von hinten auf der Bettkante sitzend, aus dem Fenster schauend. Unten draußen meist ein Park mit einer Bank. Dieses Zimmer ist ein Einzeldoppel mit einem Flachbildschirmfernseher. Keine bunte Tapete, aber ein geräumiges Bad. Der Zimmer- und Bett Nachbar ist ein älterer Herr, der an Zu- und Ableitungen gefesselt ist. Er hat die Fernbedienungshoheit. Es läuft RTL2. Das deprimiert mich, gelinde gesagt.

Ich sollte zur Rezeption flitzen und auf eine Reisepreisermäßigung von mindestens 20% pochen. Aber ich versuche stattdessen, mir etwas Niederträchtiges einfallen zu lassen, um an die Fernbedienungshoheit zu kommen. Nach circa 20-minütigem Bettkantensitzen fällt mir etwas ein, aber ich werde es nicht tun. Man würde mich in ein Zimmer verfrachten, welches nicht einmal über eine Bettkante verfügt.

Bei der Schleimentnahme kurze Zeit später meint die Schwester, sollte ich jenen Virus oder jenes Bakterium mitgebracht haben, müsste ich umgehend in ein Einzelzimmer. Aber es gelingt mir nicht, mir diese kleinen Biester schnell zu besorgen. Also Doppel-Einzel. Fertig. Immerhin gelte ich jetzt als „privat“, nur mit der gleichnamigen Sphäre ist nicht weit her. Scheinbar sieht man mir das Private an. An der Rezeption der Empfangshalle frage ich nach einem Kopfhörer. „Sie müssen nichts zahlen. Sie sind ja privat,“ sagt Frau Sommer. Vielleicht liegt es an meiner Stimmlage oder Haltung. Ich gebe ihr trotzdem zwei Euro. Das wirkt wie ein Strauß roter Rosen. „Schon gut“, sage ich in meiner Graf-Kox-Haltung. Und ich könne mir ja noch eine rauchen.

Draußen in der fünfzig Meter vom Eingang entfernten Raucherbox für die Aussätzigen, aber immerhin Wind geschützt, stehe ich rum wie man nur rumstehen kann. „Ich bin privat“, denke ich. Dass man eines Tages für reine Privatheit extra zahlen muss, ist mir längst klar. Privatier innerhalb eines Massengleichheitssystems der Schichten – das können sich eines Tages nur die Reichen leisten.

Es ist gut, dass sich die Türen ins Spital automatisch öffnen. Das hat etwas Erhabenes. Ich soll in den fünften Stock kommen - zur ersten Untersuchung. Es gibt Elektroschocks. Ich weiß, was auf mich zukommt. Bereits im Vorfeld meiner neurologischen Laufbahn hatte ich diese Untersuchung über mich ergehen lassen. In einem stillen Raum schließt sie mich an ein Gerät an, die Mitarbeiterin, die für Elektroschocks ausgebildet wurde. Ich werde nicht als Ganzes angekabelt, sondern nur Beine, Füße und Hände. Und es zuckt und stößt. Das erinnert mich an Bilder aus einem Schlachthof. Dort vibrieren die Schweine und Rinder nach dem Elektroschlag noch etwas nach. Sie zucken, bevor sie zur Wurst werden. Auch ich zucke und es zeigt, dass Leben in mir tobt. Das ist gut. Und anschließend könne ich ja noch eine rauchen gehen.

Mein Zimmernachbar schaut jetzt irgendein Reality-Format. Ich versuche, Müdigkeit in Schlaf zu verwandeln. Ich stöpele den Kopfhörer in mein iPhone und höre Radio. Es kommt zum ärztlichen Aufnahmegegespräch.

Der Arzt hat etwas von einem Assistenz-Arzt Darsteller in Arztfilmen. Er fragt Fragen, die ich bereits vorher sorgfältig schriftlich beantwortet hatte. Er füllt seinen Aufnahmearztbogen aus und sagt, er sei mit der Diagnose seines Chefs einverstanden. Auf Wiedersehen.

Ich sitze auf der Bettkante und lese meine Emails auf dem iPhone. Kurz zuvor hatte ich dem Arzt noch meine Röntgenaufnahmen hintergeworfen. „Hier meine Röntgenbilder“, rief ich, „Füße, Hände, Hüfte. Falls das von Interesse ist.“ Ich hätte auch noch Lunge und Hals, auch den kompletten Kiefer. Fast widerwillig nahm er die großen Umschläge mit den Aufnahmen und verschwand mit wehendem Kittel.

Ich sehe mal unten im Foyer nach. Dort gibt es laufend Ankündigungen zum Veranstaltungsprogramm des Instituts. Es gibt Sprechstunden bei einem Patientenfürsprecher. Mh?

Seelsorge, Selbsthilfegruppen aller Art und ein Klavierkonzert - alles Vorbereitungen auf den Ernstfall. Ich bekomme Besuch und das erste Abendbrot. Es ist 17.00 Uhr! Wir besuchen die Cafeteria, die ihre Öffnungszeiten bis 18.30 Uhr begrenzt.

Vielleicht gibt es da ein Gesetz, denn nun wäre die Zeit für den großen Schnitzel- und Pomesumsatz. Das Abendbrot war eine Zeitreise an den Anfang der 1970er, als ich meinen ersten Krankenhausaufenthalt absolvieren musste. Sechs Wochen stationär. Das Abendbrot war exakt dasjenige, welches ich soeben lieblos angeknabbert hatte: Eine Scheibe Graubrot, eine Scheibe Weißbrot, Marmelade und eine Packung billigster Streichkäse of the world, Pfefferminztee und ein Fruchtjoghurt ohne Löffel. Damit sind alle Erkenntnisse der letzten Jahre über Ernährung über den Haufen geworfen. Alles, was man über gute Ernährung seit den 70ern hat erkennen können, wird hier missachtet. Aber ich esse mein Brot und trinke meinen Pfefferminztee, weil ich mich den Gegebenheiten einer Krankenanstalt anpassen will. Das gehört hier zum Überlebenstraining und was ist gegen deutsches Brot einzuwenden? Gar nichts. Die Amerikaner fahren Meilenweit, um etwas graues Brot zu bekommen, anstelle der weißen Knetmasse, die man in Toaster drückt.

Fortsetzung folgt

Heute sind zwei Veranstaltungen im Veranstaltungszentrum angesagt: Patientenberatung zum Thema Ernährung und ein katholischer Gottesdienst für alle Glaubensrichtungen.

Ich muss zum EKG auf B1. Ich nehme Platz gegenüber dem Schreibzimmer B01.21. Hier gibt es Schreibzimmer. Das klingt nach Therapie. Sitzen hier diejenigen, die sich schreibend ihre Sünden und Zipperlein von der Seele schreiben? Ist es etwa das Dichtezimmer? Ich will hinein, aber es ist verschlossen. Vielleicht ein Geheimbund für alle Glaubensrichtungen.

Neben meiner Bank ist das Patienten-WC, ein wunderbarer Hort für all die Bakterien, die hier ihr Unwesen treiben können. Das stille Rauschen wird plötzlich untermalt von einem anhaltenden Piepsen, das man bei Dr. House oder Emergency Room hört, wenn die Spannung steigen sollte. Alarm. Exitus. Ich bin dran. Das Piepsen hört auf. Das EKG sagt: Fit wie ein Turnschuh.

Um 20.15 ist Nacht. Der Nachbar will den zweiten Teil eines Fernsehfilms sehen. „Okay“, sage ich verständnisvoll und schaue mir diese Wiederholung zum wiederholten Male an. Bereits nach Minuten vernehme ich Schlafgeräusche, die die des Textes in den Kopfhörern übertönt. Ich schließe die Augen und vor mir tut sich die Nacht auf in Form eines langen dunklen Ganges, in dem ich stundenlang auf- und abgehe.

Um 22.00 Uhr übernehme ich heimlich die Herrschaft über die Fernbedienung. Um 00.00 beschließe ich, Schlaf über mich kommen zu lassen, die Fernbedienung fest in meiner linken Hand. Um 2.15 Uhr habe ich das Gefühl, acht Stunden geschlummert zu haben. Um 3.20 Uhr bin ich sicher, dass

schlummern nicht schlafen ist. Um 5.50 Uhr kommt es zum ersten einiger Rollkommandos, die den Kranken an das erinnert, worum es im Leben geht: Disziplin und Gesundheit. „Guten Morgen!“ Das klingt so, als ob man direkt ohne Umwege sich in den Luftschutzbunker begeben soll. Es werden aber nur Papierkörbe geleert. Immerhin: Ordnung. Fünfzehn Minuten später wird die Tür erneut eingetreten. Dieses Mal wird ein Wagen hereingeschoben mit allerlei Gerät. Zwei starke Frauen schieben das Labor auf Rädern. Sie wollen messen. „Unter die Zunge“ lautet der freundliche Befehl für das Fiebermessen und „Arm freimachen“ für den Blutdruck, den man auf solche Weise um diese Uhrzeit krankenhausgemäß auf die notwendige Höhe treibt. 6.30 Uhr erneutes Rumpeln in den Gängen. Auf dem Flur ist scheinbar der Bär los. Lautes Palavern, Geschirrgeklirre, als sei man bei der Frühschicht der Opelwerke zu besseren Zeiten.

Frühstück – mit dem identischen Flashback wie beim Abendbrot. Bevor ich mich strafbar mache, nehme ich alles ein. Es sind immerhin Lebensmittel und darum geht es. Ich schiebe mir gerade das Brot mit Käse in den Mund, da hat mir eine neue Schwester schon die Armbinde umgeschnallt, um mir mein Blut abzunehmen. In der einen Hand das trostlose Käsebrod, aus dem anderen Arm wird zeitgleich gezapft. Ich solle noch etwas drücken. Also drücken mit der labbrigen Stulle in der Hand. Man Gesicht ist beige wie der Streichkäse.

Ich gehe eine rauchen. Wo sich nachts noch die Krähen in den Bäumen versammelten nach lautem Getöse, ragen nun die leeren Äste unbewohnt vom Baum ab als wären sie vereinsamt, blattfrei und winterlich. Taxis fahren vor. Selbsteinlieferer zuhauf. Zurück in meiner Kammer. Es erscheint eine Ernährungsfachfrau, die mich aufklärt über meine privaten Wahlmöglichkeiten. Also bestelle ich zum Frühstück am folgenden Tag Rührei mit Kräutern. Eine Schale Obst käme gleich sowieso. Sie wird gebracht wie die Medizin: Eine Banane, ein Apfel, eine Clementine und viel süßes Kekszeug. Um 10.00 Uhr bringt jemand die Tageszeitung, wahrscheinlich auch ein outgessourctes Unternehmen, zuständig für die Belieferung von Tageszeitungen in deutschen Krankenanstalten. Na also, geht doch. Kurze Zeit später – eine seltsame Begebenheit, eine dieser Situationen, mit denen man nicht rechnet. Eine ältere Dame mit grüner Bluse, gefolgt von einer jungen schwarzhaarigen Frau um die zwanzig. „Wir sind die grünen Damen“, sagt sie, „und dies ist unsere Neue.“ Grüne Damen? Sind sie an die Stelle des schwarzen Sensenmanns getreten? Gibt es eine neue Glaubensgemeinschaft für Liegende?

Die ältere Dame fragt, ob ich Sorgen habe oder Probleme, über die ich sprechen möchte. „Ja“, denke ich, „endlich“. „Nein“, sage ich, „ich bin glücklich und zufrieden.“ Selten kam mir eine Lüge so schnell über die Lippen. Sie verschwinden wie sie gekommen sind, fast, als würden sie sich auflösen. Ich schaue bei Wikipedia nach. Vielleicht hätte ich sie herzen sollen oder in mein Bett einladen oder meine Hand zur Verfügung stellen. Ich weiß es nicht. Sie sind in der ökumenischen Krankenhaus- und Altenheim-Hilfe kirchenübergreifend tätig und christlich inspiriert. Meist übernehmen sie Vorlese-, Einkaufs- und andere Dienste. Das habe ich nicht gewusst. Vorlesen – das wäre eine Behandlung, der ich mich gerne untergeordnet hätte.

Das Mittagessen wird gebracht. Es ist knapp vor zwölf, eine Uhrzeit, die ich zuletzt als Zehnjähriger zu Hause mit Essen in Verbindung gebracht hatte. Zeitgleich kommt der Chefarzt und spricht mit mir. Ich warte ebenso auf Erkenntnisgewinne wie er. Wir sitzen in einem Boot.

Er kündigt weitere Untersuchungen an. Noch für heute, eine für morgen. Die Tage sind ausgefüllt. Die Brühe habe ich verschmäht, weil kalte Brühe eher etwas ist für die Sommerzeit unter Pinien. Draußen ist Winter. Der Rosenkohl und die Salzkartoffeln und das Stück Braten erhalten meine

Aufmerksamkeit. Alles lauwarm wie es die Griechen mögen. Ich muss also immer, wenn ein Essen bereitgestellt wird, damit rechnen, dass eine ärztliche Begleitung da ist, die mich zeitgleich untersucht.

Plötzlich gibt es Privat-Alarm. Der alte Herr muss raus, dem man die Fernbedienung aus der Hand operieren muss. „Aber...“, sagt seine treusorgende Frau. „Tut mir leid“, sagt die Schwester, die für die Zimmervergabe zuständig ist. „Sie hätten vorher bezahlen sollen“, diesen Liegeplatz bekäme nun ein richtig Privater. Der Pfleger, ein junger Bursche mit wirr auf dem Kopf verteiltem Haar, bestätigt der Gattin des alten Herrn, dass er im Dreier von ihm genauso behandelt würde wie im Zweier. Das Bett wird samt Hab und Gut des Nachbarn herausgefahren. Mit Blutschnüren verkabelt sehe ich ihn winken aber das ist nur meine Vorstellungskraft im Zuge der Umzugsmaßnahmen. Mann und Frau wehren sich mit Händen und Füßen. Sie verschwinden in einem Dreier-Saal. Ich habe jetzt eine Tanzfläche.

Krankheit ist nicht Wellness. Hier soll man sich nicht wohl fühlen. Man wäre falsch. Man stellt sich seiner Krankheit. Es ist ein Härtetest, nichts für Weicheier. Wer Ruhe will, geht gleich ins Grab. Hier gilt es, was auszuhalten, Gemeinschaft vor allem. Ich spüre es schon. Habe Magenschmerzen. Die Nase läuft plötzlich. Es juckt. Nachts schreit und stöhnt es auf den Gängen und aus den Zimmern. Hier lohnt es sich, Aufnahmen zu machen, die später für Splattermovies genutzt werden können. Das ist das Leben und darum geht es ja. Aber ich kann mir ja noch eine rauchen gehen.

Draußen stehen drei, vier Taxis mit laufendem Motor. Da trifft man sich zum Durchatmen und rauchen.

Ein Neuer wird in mein temporäres Wohnzimmer eingeliefert. Ein großer Mann an die zwei Meter. Kopfschmerzattacken plagen ihn. Er braucht eine Bettverlängerung und ist Computerfachmann. Jetzt bin ich der ältere und habe die Fernbedienung schon auf mein Nachttischschränkchen gelegt. Wenn er etwas Bestimmtes schauen wolle, solle er ruhig Bescheid sagen, sage ich großzügig. Das sei okay. Er habe sein Notebook. Für mich ist das auch okay. Ich trinke meinen inzwischen obligatorischen Cafeteria-Cappuccino für unterwegs. Es folgen zwei Untersuchungen auf A5. Elektronik. Impulse. Eine gelungene Abwechslung vor dem Mittagessen. In zehn Minuten solle ich mich auf B1 einfinden zum EKG. „Jawoll!“, sage ich, „ich laufe los“. „Nicht jetzt! In zehn Minuten!“, heißt es. Ich könne mir ja noch eine rauchen.

Der Rest des Tages ist Zeitvertreib zwischen Bettkante, Dieselgeruch und Fahrstuhlfahren.

Fortsetzung folgt

Krankenhausgänge sind kein kunstfreier Raum. Im Gegenteil. Hier wird den lokalen Künstlern Raum gegeben. Auf A5 beherrscht Mischtechnik auf Leinwand die Ausstellung. Impressionen in Pastell. Cities. Das Motiv „Paris“ irritiert mich. Es zeigt deutlich den Eiffelturm. Das ist subtile Direktheit. Auch „Pisa“ kommt ohne den schiefen Turm nicht aus. Wie solle man sonst Pisa erkennen? Ein Gesichtsausschlag macht auch ohne sichtbaren Ausschlag keinen Sinn – also für den Betrachter.

Im Wartebereich zum EEG zieren Landschaftsbilder die Wände, an die man wartend unweigerlich zu starren beginnt. Wo sonst, wenn nicht hier, hat das Kunstwerk uneingeschränkte Aufmerksamkeit? Wer geht in ein Museum, um sich stundenlang ein einziges Bild anzusehen? Leicht der japanischen Seidenmalerei angelehnt, ist hier Landschaft Landschaft. Im Foyer des Hauses gibt es Aquarelle und

bunte Malerei, wegweisend für den weiteren Verlauf der Gänge und Abteilungen. Manche Bilder hängen schief. Niemand wird sie je gerade richten.

In allen Nachrichten liest und hört man heute Berichte über Zustände in deutschen Krankenhäusern. 19.000 Tote durch Behandlungsfehler. Das ist prickelnd, wenn man gerade selbst einsitzt oder –liegt. Überhaupt ist Humor unerlässlich. An der Wand meines Zweierapartments hängt ein Gerät, aus dem Desinfektionsmittel sprühen, wenn man es betätigt. Es betätigt nur niemand. Ich mache einen Versuch und die Flüssigkeit sprüht aus einer Düse auf meine Hose, an eine Stelle, wo das Erklären von Flecken keinen glaubwürdigen Sinn macht.

Was ist ein „apallisches Durchgangssyndrom“? Dazu gibt es heute im Hospital eine Selbsthilfegruppe. Viele wissen, sich selbst zu helfen, zumindest kulinarisch. Draußen hält ein Pizzataxi. Ein riesiger Karton Pizzas und Cola werden ins Haus geschleppt. Vielleicht das Ergebnis der Ernährungsberatung.

Mein neuer Nachbar erhält eine Biopsie. Man schickt mich raus. Gott sei Dank, denn man will ja nicht mit schmerzenden fremden Körpern konfrontiert werden. Außerdem wartet eine solche Maßnahme auch auf mich.

In meiner Arztschatschulle fehlt heute Morgen eine Tablette. Versehen oder der erste medizinische Fehler, der mich mein Leben kostet? Ich frage nach und man sagt mir in der Organisationszentrale der Abteilung, ich bekäme ja abends eine. Ich sage „Nein, morgens und abends“. Es sei nicht so wichtig, denn ich habe ja noch Tabletten aus dem eigenen Bestand. Vor der Selbsteinlieferung hatte ich der Ärzteschaft eine Liste meiner einzunehmenden Medizin überreicht. Genaue Bezeichnung, Menge, Sinn und Zweck. Bei der Zimmereinlieferung fragte man mich dann welche Medizin ich einnehme. Ist das ein Trick, um meine Zurechnungsfähigkeit zu testen? Ich deute auf den mitgebrachten Eigenbestand. Alles wird notiert. „Das bekommen sie alles jetzt von uns. Bis auf Präparat I.“ Das hätten sie gerade nicht vorrätig.

Bei der Visite am dritten Tag fragt mich der Arzt, den ich zum ersten Mal sehe, welche Medikamente ich einnehme. Ich zähle alles auf und er notiert. Es wird viel notiert. Das beruhigt mich. Als hilflose Person würde mir wahrscheinlich irgendwas oder nichts verabreicht. Ich wiederhole meinen Namen, damit es keine Missverständnisse gibt. Eine Untersuchung muss wiederholt werden wegen eines Computerfehlers. „Wann?“ frage ich. „Bald“ heißt die Antwort.

Ich will raus. Die Sonne scheint. Am Fußende des Bettes klebt ein Namensschild, Gott sei Dank noch nicht an meinem Zeh. Das Wort „Frau“ ist durchgestrichen. Herr Dennemann, lese ich. Richtig. „Richtig. Das bin ich,“ denke ich.

Nach dem Mittag wird es stiller im Gang. Das ist die Zeit, wo sich die Bösen ins Spital schmuggeln, sich einen Kittel klauen und wichtige Zeugen töten. Ich bin kein Zeuge. Vor meiner Tür sitzt kein dösender Polizist.

Glocken läuten. Andacht für alle Glaubensrichtungen. Ich versuche zu dösen und versuche gleichzeitig, mich in einen Traum zu dösen. Von einem Kloster, wo unentwegt Füße gewaschen werden. Stille kann nervös machen. Die Nacht gelingt mir. Sie geht vorüber. Der Aufstand beginnt wieder um 5.50 Uhr mit einem Morgengruß. Ein hinkender Stationsarzt mit migrantischem Hintergrund kündigt die Punktierung des Rückens an. Für 13.30 Uhr. Ich lese die Belehrung, die er mir

vorlegt und die darauf hinweist, dass ich möglicherweise dahingerafft werde, falls ich dieses eine Prozent bin. Er verspricht Schmerzfreiheit, ein kühner Bursche.

Das Mittagessen ist wieder akzeptabel, vor allem, weil ich Salzkartoffeln mit Gemüsebeilage mag, egal welche Fleischbeigabe dazu noch in der Soße schwimmt. Das Hähnchen heute ist wie alle Hähnchen. Die Brühe ist mit ungewürztem Ei angedickt. Gleich wird eine Hohlnadel in den Rücken gejagt. In gebückter Haltung werden mir Wässerchen entnommen. Der hinkende Arzt ist mir willkommen. In mancher Hinsicht ist er Außenseiter im Ärzteleben. Er wird keiner Krankenhausfußballmannschaft angehören. Und auch bei Golf und Tennis eher zuschauen.

Vielleicht beschäftigt er sich auch in seiner Freizeit mit Krankheiten und forscht und forscht. In aller Ruhe zapft er bei mir ab, nachdem er mich vorher vereist hat. Teile von mir sind Polargebiet. Alles läuft gut. Ich solle zwei Stunden ruhen. Nach siebzig Minuten verhalte ich mich gegen den Befehl und renne ins Freie.

Jetzt ist die Bettkante Wartepunkt für die irgendwann anstehende Muskeluntersuchung, auf die ich mich freue, habe ich doch selten direkt mit meinen Muskeln zu tun, zumindest nicht mit denen, die Kraft bedeuten. Kau- und ein paar andere Muskeln funktionieren tadellos.

Im Foyer gibt es neue Ankündigungen. Man lädt zu einer Krabbelgruppe. Dafür käme ich mutmaßlich erst nach meiner Muskelbehandlung in Frage. Es regnet. Nebenan liegt ein Mann aus Libyen. Eingeflogen. Spricht Englisch. Arbeitet bei der UN. Die Neurologie habe einen guten Ruf bei der UN. Nachts sitzt er im Flur, da die Schlafgeräusche seines Bettnachbarn ihn an kriegerische Auseinandersetzungen erinnern.

Ich achte auf Schritte im Flur. Ob sie sich meinem Einzeldoppel nähern? Ich warte auf die Aufforderung zur angekündigten Untersuchung. Im Gefängnis sind das die Schritte, die das Ernährungsbrett in die Zelle schieben. Gegenüber vom Krankenhaus liegt eine Haftanstalt für Freigänger – wie ein unbewohntes Schloss. Die Insassen gehen zur Arbeit, machen ihre Pausen und kehren abends in die Zelle zurück, lesen, schlafen ein. Kein Doppeleinzeln. Nein, ich will nicht tatsächlich tauschen. Hier kann ich jederzeit gehen, meinen Koffer packen und sagen: „Das Hotel gefällt mir nicht. Ich buche um.“

Ich lese das Etikett meiner Wasserflasche und sehe das neue Wort „gutgesund“, also nicht gut und gesund, sondern schlicht gutgesund. Ich frage nach einer Flasche mittelgesund oder mediumgesund. Man blickt mich in der engen Teeküche an, wie man Störenfriede anschaut. Die Teeküche ist so klein, dass alle Vorstellungen von sexuellen Übergriffen des Stationsarztes mit der jungen Schwester ins Leere laufen. Wenn sich dort drei Personen gleichzeitig aufhalten, ist das automatisch schon sexuelle Belästigung – wie in den meisten Aufzügen dieser Welt. Da kann man noch so viele Beutel Pfefferminztee in den Händen haben. Das Stationszimmer, also die Stationsrezeption, das Zentrum der Abteilung, ist der Arbeitsraum für gefühlte elf Personen und man weiß nicht recht, wer Schwester, wer Pfleger, wer Arzt und wer möglicherweise der Vertreter der outgessourcten Ernährungsfirma ist.

Eine mir bisher unbekannte Schwester betritt mein Zimmer, das ich jetzt Warteraum nenne. Eine neue Verkündigung? Nein, sie will zu einem Herrn Pütz, der ich nun mal nicht bin. „Wer sind Sie denn?“ fragt sie. „Darf ich mich vorstellen?? Dennemann, mein Name.“ „Dann nicht“, sagt sie und verirrt sich in der nächsten Tür.

Draußen vor der Tür finden weiter unentwegt Krankengespräche statt. Nach dem Frühstück oder irgendeinem anderen Vorgang, der mit Magen zu tun hat, kann man nicht empfehlen, solchen Gesprächen zu lauschen. Die junge, hagere Frau mit der gedrehten Zigarette, beginnt ihre Erzählung aus dem Nichts – es ist halb acht Uhr morgens – dass sie ihr Kind verloren habe. Dritter Monat. In der Badewanne. „Flutsch. Einfach so.“ sagt sie. Aber sie habe ja bereits eine 16-jährige Tochter. Ich renne weg. In der Raucherzone sitzen zwei Frauen mit den kratzigen, tiefen Stimmen und dem Gemüt herzhafte knackiger Baumfäller. Sie unterhalten sich über Ausfluss und innere Blutungen, als ginge es um ein neues Kochrezept. Ich renne weg.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, gut aussehende Menschen würden nicht krank. Sorry, aber es sieht so aus. Oder die Gutaussehenden werden in anderen Häusern gehalten. Oder sie rauchen nicht. Also sieht man sie nicht vor den Eingängen herumlungern. Kann aber auch sein, dass die Schönen eine eigene frische Luft erhalten. Vielleicht oben in einem Penthouse-Garten. Dort haben sie Ausgang und da unten vor der Drehtür stehen die Gefallenen und Elenden, die Männer und Frauen in Krankheitskleidung, in Bademänteln und Sporthosen, in Schlappen oder mit übergeworfenen Mänteln, in Rollstühlen mit ausgestreckten Beinen und nackten Zehen, mit Gehhilfen und dicken Kindern. Oben im Penthouse-Garten knabbern die Schönen mit ihren Zipperlein an Möhren und schnappen ihre frische Luft. Ich weiß es nicht.

Entlassene warten mit ihren Taschen und Koffern auf ihre Anverwandten oder das Taxi. Das Essen auf Rädern ist bereits organisiert. Ich löftele meinen Frankenland-Joghurt Fit 0,1 % Fett. Ich treffe den Chefindgenieur der Abteilung und er teilt mir mit, dass die lang erwartete Untersuchung meiner Beinmuskulatur am Nachmittag stattfinden würde. Ich bin es also vielleicht.

Das erfüllt mich mit einer solchen Fröhlichkeit, dass ich beschließe, das Klavierkonzert im Foyer wahrzunehmen. Dort, vor dem Eingang zum Bistro, steht dieses schwarze Piano, als habe es dort jemand vergessen. Dort sitzt Edelgard Schnipper-Henrichs (zugegeben, der Name ist erfunden, aber es gibt keinen Hinweis auf die Künstlerin). Sie spielt eine Largo-Version von „Something stupid“. Welch ein passender Titel. Ich bin der einzige Zuhörer auf den Drahtstühlen an der Wand. Aufzüge gehen auf und zu. Liegendkranke werden hin- und hergeschoben. Ein älterer Patient setzt sich dazu.

„Something stupid“ – Ich bin drauf und dran, mitzusingen, aber ich beherrsche mich, gehe auf und ab unter den Klängen dieser musikalischen Annäherung an Frank Sinatra. An der Wand neben Aufzug 1 hängt eine Hommage auf Leinwand an Pina Bausch. Eine wunderbare Fügung, dass sie von diesem Bild keine Kenntnis mehr erhalten wird. Man sieht eben in einem Krankenhaus auch grausame Dinge.

Und es folgt der musikalische Klimax, den ich erwartet hatte: Richard Clayderman. Der ältere Herr im Zuschauerraum hält seinen Kopf eigenartig schief. Ich muss fliehen. Ich bin kein Arzt. Ich kann jetzt auch nicht helfen. Jemand wird ihn schon finden. Und ein anderer wird eventuell das Piano töten und Frau Schnipper-Henrichs in ein Koma versetzen.

Im Fahrstuhl bin ich mit der Stationsschwester allein, die mir berichtet, sie käme immer mit guter Laune zur Schicht. „Ich komme lächelnd hier morgens an. Ich bin gut gelaunt.“ Und abends in der Düsternis ihrer Wohnung sei alle Energie von ihr abgesaugt und sie freue sich wieder auf den nächsten Morgen. Ich wünsche ihr ein schönes Leben.

Die Verwaltung ruft mich an und fragt, ob ich einen Abschlussbericht benötige. Ich beharre auf einen Zwischenbericht, denn ich habe noch so einiges vor im Leben. Solche Gags kommen woanders besser

an. Ich bereite mich auf meine Entlassung vor. Noch ein weiterer Tag und der Gewöhnungsprozess würde einsetzen. Dem zu entgehen, ist lebenserhaltend, denke ich.

Die neurologische Muskeluntersuchung ist ein Vorgang, der zeigt, was man mit Menschen alles anstellen kann. Eine Nadel wird in den Muskel geschoben, von außen naturgemäß. Der Arzt dreht die Nadel, schiebt sie einmal in die eine, dann in die andere Richtung. Sagen wir mal so: Es ist unangenehm. Ich könnte nun mit meinem Muskel musizieren, sagt er. Und in der Tat – ich produziere durch Muskelanspannung den Sound eines Maschinengewehrs, elektronisch etwas verfremdet und somit feure ich Salven ab, die an ein Filmgemetzel erinnern.

Bilder aus Vietnam kommen mir in den Sinn. Ich schieße mit meinem Muskel. Es ist später Nachmittag und ich packe meinen Koffer. Ich kann gehen. Obwohl die Entlassungen morgens stattfinden, ist es mir frei gestellt, bereits des Abends die Lokalität zu verlassen. Ich steuere einen Supermarkt an. Alles scheint mir fremd. Bereits nach viereineinhalb Tagen muss ich erst wieder in die reale Welt eintauchen. Ich trage weder Bademantel noch Blutzufuhrkabel. Ich schleppe meinen Plastikbeutel mit Kartoffeln und fetthaltigen Lebensmitteln in das Auto und fahre heim.

2.

Apotheken-Flashback

Ich habe eine neue Apotheke meines Vertrauens. In dem Viertel, wo ich wohne. Bisher ging ich in die Glamour-Apotheke der Innenstadt. Nun bleibe ich in der Nähe. Eine kleine Apotheke mit vielen Mitarbeiterinnen. Die meisten, die hier wohnen, stammen aus der Türkei. So auch die jungen Frauen in der Apotheke.

Mein Gott, sind die schön. Ich versuche, einen normalen Blick aufzusetzen, überreiche mein Rezept und muss doch wieder in dieses lächelnde Antlitz schauen. Mein, Gott – wie schön. Ich sehe mich gegenüber im Spiegel und versichere mich der Tatsache, dass ich im Vorrentenalter bin.

Oh Jesus, sind die schön. Die beiden schwarzhaarigen Girls, die mich da anlächeln. Sie tippt die Arzneinummer ein. Der Rechner spuckt dann aus, ob die Medizin am Lager ist. Dabei schaut sie immer wieder kurz hoch. Ich verhalte mich cool wie ein Eis am Stil.

Sie lächelt mich in einen 25-jährigen zurück.

Bruchteile von Sekunden denke ich an die alte Zeit als ich jung war. Ich wäre mindestens einmal pro Tag in dieser Apotheke, um es irgendwie zu schaffen, ein Date mit einer der beiden zu bekommen. Verabredung, hätte ich damals gedacht. Und ich hätte es geschafft. Sicher.

Oh mein Gott sind die schön. Welche von beiden schöner ist, weiß ich nicht, ist mir egal.

Dem älteren Herrn sieht man nichts an, glaube ich. Einen flotten Spruch leiste ich mir dennoch, Hab vergessen, was es war.

Ich bekomme meine Arznei und murmele draußen vor mich hin: Oh mein Gott, sind die schön. Im Auto setzt sich der Flashback fort und ich sehe mich, hundert Meter von der Apotheke warten bis sie, die eine von den zweien Feierabend hat. Wir treffen uns und verschwinden bald in einem Hauseingang um zu knutschen, wahnsinnig zu knutschen. Und dann essen wir ein Pizzadreieck beim Italiener.

Ich freu mich über diese Illusion und schleppe meinen Einkauf samt Medizin in meine Wohnung. Wäre nicht möglich gewesen damals. Da gab's all die schönen Töchter der jetzigen Generation noch nicht. Da gab's die Brigittes und Petras. Ich will mich nicht beschweren, ist nur ein Gedanke.

Appe Finger

Sie wuchtet den schweren Schinken vom Fleischerhaken, wirft die Schneidemaschine an und fährt das Stück Schwein entlang der Schnittscheibe, auf dass sie so dünn wie möglich schneiden möge. Drei der Finger ihrer rechten Hand sind nur noch rudimentär vorhanden, sozusagen nur noch als unteres Glied. Zum Zählen reicht es noch. Der Rest der Hand hat eine lila Färbung. Die linke Hand zeigt Anzeichen von Gicht. Marta ist 77 und arbeitet in der Fleischerei seit sie als 15-jährige ihre Frisörlehre abgebrochen hatte. Ihrer Freundin Klara gehört der Laden. Klaras Mann war der Metzger und ist seit acht Jahren tot. Klara hat rosafarbene Wangen und eine weißblonde Kraushaarfrisur. Basis dafür ist sicher eine Dauerdauerwelle. Sie ist 80 und sagt zu Kunden, die ihr Rentenalter bereits überschritten haben „Junger Mann, n Stück Fleischwurst zum Probieren“. An der Wand hängen zahlreiche Zertifikate, die Auskunft über die Qualität des Meisterbetriebs geben sollen. „Erster Preis für die beste Fleischwurst Westfalens, 1952“ – „Zweiter Preis für grobe Leberwurst, 1968“ – Auszeichnung der Fleischerinnung Innenstadt-West für Spezialsülze“. „Goldmedaille fürs Schinkenschneiden mit appen Fingern“ ist nicht dabei, wäre aber eine fällige Urkunde.

Schlaflabor

Der Speisesaal der Klinik ist gut gefüllt. Zum Frühstück kann man sich an einem Rundbuffett bedienen. Verschiedene Brotsorten, die in Plastik verpackten Leberwürste, Marmeladen und Konfitüren, portionierte Margarine und Leichtbutter, der übliche blasse Scheibenkäse, Wurst und Quark mit gewürfelten Obststückchen aus dem Glas. Keine Offenbarung, aber schließlich sind wir traditionsbewusst, vor allem in Krankenanstalten. Die Essenszeiten stammen aus der Frühzeit der Aufklärung. Mittags wird man ab zwölf und abends bis spätestens 18.30 versorgt. So muss das sein. So ist das nur bei den meisten zu Hause längst nicht mehr. Es ist halt eine Methode der sanften Zwangsernährung. Wer um Acht Hunger hat, muss sich eine Pizza bestellen. Das ist hier nur schwer möglich, denn die Klinik liegt fernab jeglicher außerklinischen Versorgungsmöglichkeiten. Die nächste Stadt, die etwas zur Versorgung beisteuern könnte, liegt 15 km entfernt.

Hier ist Wald und Landschaft. Am Waldesrand kann man hin und wieder ein Reh entdecken, wenn man in der Lage ist, aus dem Fenster zu schauen. Ist es kalauertechnisch erlaubt, hier davon zu sprechen, dass es sich um eine Reha-Klinik handelt? Manche verbringen hier mehrere Jahreszeiten und kommen so in den Genuss, dem Spiel der Natur zu folgen.

Dies gilt nicht für Insassen des Schlaflabors, zu denen ich heute gehöre. Das sind Kurzzeitbesucher, für die Extra-Tische bereitgestellt werden. Hier muss man sich selbst bedienen, die Reha-listen werden bedient.

Mir gegenüber sitzt eine ältere Dame und mümmelt an ihrem Frühstücksbrot herum. „Wir sind seit 40 Jahren verheiratet“, sagt sie ansatzlos und fügt hinzu: „Mein Mann und ich.“ Oft und auch dieses Mal ist das der Ansatz, sich eine Lebensgeschichte anhören zu müssen. Will man das? Sie sei immer wieder hier im Schlaflabor und müsse jetzt endlich mal ein neues Schnarch-Gerät bekommen. Ob ich

die neuesten Entwicklungen auf diesem Gebiet kenne, fragt sie und ich antworte, als sei ich der Erfinder dieser Apnoegeräte. Essen und zuhören ist leicht und hält mich davon ab, mich auf den Geschmack zu konzentrieren. Als sie anfängt, über ihre Nieren zu sprechen, entschuldige ich mich mit den Worten, ich müsse noch eine Urinprobe abgeben.

Die Cafeteria der Klinik ist ein soziales Zentrum. Hier treffen sich zahlreiche Rollstühle, Rollatoren und anderes Hilfsgerät zum Vorwärtkommen nach Schlaganfällen, Unfällen und anderen zeitraubenden Dilemmata. Es wird geraucht, über den Stand der Dinge diskutiert, nachmittags Bier getrunken, abends bis zur Schlussglocke verharret. 40% des Tages befindet sich für einige hier der Lebensmittelpunkt.

Hier trifft man auch auf kontrollierte Verwahrlosung. Eine Dame mit sehr ausgedünntem Haar trägt oben ein Feinripp-Teil und darunter eine Art Leggings aus weißem Jersey-Ersatz. Eine bedauernswerte Person, die mit tiefer Stimme rauchend alle begrüßt und leider muss ich erleben, dass meine ästhetischen Empfindungen übertrieben sind. Ein kleiner kräftiger brauner Fleck am Hinterteil macht mich wahnsinnig, aber vielleicht wäre mir nach zehnwöchiger Reha auch alles pupse-egal. Mit diesem Bild schlafe ich ein, verkabelt wie ein Astronaut in der Testphase.

Weiter aufmachen, bitte!

Zahnarzttermine gehören zu den Eintragungen im Kalender, die der Deutsche nur selten ausfallen lässt. Das ist Tradition, deren Ursprung unerklärbar ist. Vielleicht, weil man's hinter sich haben will und weil man die Mundhygiene für wichtig hält. Wem die Zähne ausfallen, der sieht entweder für immer Scheiße aus, man will Nahrung nur in flüssiger Form einnehmen oder man hat genügend Geld, sich neues Gerät einpflanzen zu lassen – kleines Gerät für großes Geld.

Also geht man brav zum Zahndoktor. Die Erinnerung an den Werbespot mit dem fröhlichen Ruf eines Kindes: „Mutti, Mutti, er hat überhaupt nicht gebohrt.“ gibt Zuversicht. Die nächste Erinnerung folgt aber auf dem Fuße: „Ihre Zähne sind in Ordnung, aber Ihr Zahnfleisch.“ Es folgt dramatische Musik.

Ich liege in diesem Stuhl, der schon eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Sonnenstudio hat. Ist man allerdings größer als 184 cm, dann hängen die Füße über den Stuhl hinaus - ohne Halt und sie sterben ab, werden taub oder schlafen zumindest ein. Ich wechsele meine Beinhaltung, mache Fußübungen, auch, weil Konzentration von überflüssigen Zuckungen abhält. Quasi im Vorbeigehen werden mir vier Füllungen verabreicht.

Die Dame, die diese Füllungen an mir vornimmt, ist darin geübt. Ich weiß nicht, was sie dabei denkt, ob sie überhaupt denkt. In welcher elende Höhle hat diese Frau bereits schauen müssen? Wieviel verfaulte Stalaktiten und Stalagmiten sie polieren müssen? Wieviel Sickerwasser durch die Mundhöhlen hinunter in den Magen gespült wurde? Diese Gedanken fördern mein Verständnis für diesen Beruf. Mein Gesicht entspannt sich. Kaum habe ich diesen Zustand erreicht, erhalte ich den Befehl: „Weiter aufmachen!“

Ich reiße meinen Mund soweit auf wie es eben geht. Ich Spiegel über mir sehe ich einen völlig verzerrten, entsetzten Gesichtsausdruck. Das bin ich. Ich schaffe es nicht, nach meinem Smartphone zu greifen. Ein Selfi von den Dreharbeiten zu „Alien 8“ wird es also nicht geben.

Sie muss hart und nah dran an das Objekt. Sie drückt ihren Busen an meine Wange. Ich befinde mich in einem neuen Film. Es ist mir nicht möglich, dies zu ignorieren. Meinem Gesicht sieht man es aber nicht an. Es ist nach wie vor entsetzt.

Ist das Sado-Maso? Ich schaffe es, auf den Monitor an der Wand zu schauen. Der Bildschirm zeigt in meditativen Wechsels Fotos von fernen Landschaften. Ich sehe – während Füllungen in Zähne gequetscht werden und ein Busen meine Wange gefangen hält – einen sanft abfallenden Hügel – im Hintergrund das blaue Meer. Dort sehe ich mich auf einem umgekippten Fischerboot sitzen. Ich schaue aufs Meer und den Fluten entsteigt eine Frau in einem weißen Bikini. Die Sonne ist so stark, dass ich die Augen zusammenkneifen muss.

„Weiter aufmachen, bitte!“ höre ich – unterlegt von Meeresrauschen.

Krankenhaus-Bericht III – Juli 2014

Als ich reinkam, war noch niemand da, der mich hätte reinlassen können. Stehe da wie ein Malediven-Urlauber mit einem Kofferchen, einem Täschchen, beiger Jacke, weißem Hemd und Käppi. Kein Transfer.

Mein Apartment soll in der 1. Etage bereit stehen. Um 7.00 Uhr weist man mich ein. In der 1. Etage setzt man mich in einen Wartebereich, der seinen Namen mit Recht trägt. Vier Stunden im Nichts. Kein Meer, kein Pina-Colada-Verkäufer, keine Thai-Massage. Draußen scheint die Sonne auf wartende Taxis. Ich lese Broschüren wie „Sport mit Krebs“ oder „Urlaub mit Rheuma“. Dann drohe ich zu explodieren. Ich rufe: „Ich will ins Bett!“ Kurz darauf „Ich hab Hunger“, denn ich hatte seit dem Vortag um 21.35 nichts mehr gegessen und Frühstück ist mir heilig wie der Johannes, nachdem dieses Etablissement genannt wird. Man werde mich im neuen Trakt aufnehmen, sagt mir die fast vorpensionierte Schwester. Trakt W2.

Ich durchschreite Gänge, die mich in einen Neubau führen, der eher wie die Zentrale einer Versicherung wirkt. Es riecht nach Verwaltung, nicht nach Desinfektionsmitteln und Hagebuttentee. Die Fahrstühle sind neu und sprechen – wie heute alle Fahrstühle sprechen. „Zweites Obergeschoss. Tür öffnet.“ Man weiß, wo man ist und was geschieht. Die Etagentasten sind so groß, das man sie zur Not auch mit ganzem Körpereinsatz bedienen kann. Ich durchquere einen weiteren Gang mit nagelneuen automatischen Türen, die mich in eine Lounge führen. Drei Tische, Ledersessel, auf einem Seitenbord steht eine Gastronomie-Kaffee- und Espressomaschine. Frische Blumen, Zeitungen heutigen Datums. Ich solle dort Platz nehmen. Ist es das Wartezimmer vom Oberchefarzt oder vielleicht sogar vom Heiligen Sankt Johannes?

Ich lese „Aufenthaltsraum für Patienten und Besucher“. Man warte noch auf das freie Bett, sagt mir eine Schwester in blauer Tracht. Jemand mit einem lilafarbenen Arbeitsanzug bringt mir erneut einen Fragebogen. Ich schlürfe in Gedanken einen Cappuccino. Nach wie vor muss ich nüchtern sein, denn es soll ja bald eine Operation an mir geben. Deswegen bin ich hier.

Das Bett wird frei und ich sitze auf der Bettkante in einem klimatisierten Raum mit grauen Farbtönen, der beleuchtet ist, als könne man damit Rembrandts Malkünste übertreffen. Kaum bin ich aus meiner Sommerhose geschlüpft, um mich zum Stand zu begeben, betreten Liegendtransporteure den Raum. Der Operationsraum sei vorbereitet. Man schiebt mich entlang der Hotelwände zum OP. Von da an

beginnt mein Erinnerungsvermögen zu schwinden und ich weiß nicht warum, denn die Ohnmachtsinjektion erhalte ich erst dort. Vielleicht war mein Hunger mit der Grund für meine äußerte Hingabe. Mein Körper war bereit, vor dem Essen noch eine Tortur zu ertragen.

Ich erwache im Angesicht einer Schale frischer Erdbeeren, die mir M. bringt, die mich besucht. Draußen liegt ein kleiner Park und drei Stunden nach der OP und einem im Vergleich zum sonstigen Ambiente sehr abfallenden Abendbrotplatte sitze ich dort und rauche, lausche einigen Sägearbeiten an Bäumen und schaue auf die angegliederte Kirche, die Singvögel in den Büschen, auf die Tauben beim Liebesspiel und auf meine frisch getackerten Wunden am Bauch.

Zurück in meiner Doppelsuite erscheint eine Dame im Kostüm, keck mit einem Schal appliziert. Kann ich jetzt eine Reise buchen oder sitzt mein Sicherheitsgurt nicht richtig? Sie könnte von der Deutschen Bahn sein oder Stewardess der Deutschen Lufthansa. Aha, vom Lufthansa-Catering-Service, denn sie fragt mich nach meinen Essenswünschen für den nächsten Tag. Zwei Scheiben Käse und Körnerbrot oder ein halbes Cervelatchen mit einem Gürkchen?

Ich verstehe morgens den Unterschied zwischen aparter Dienstkleidung und der Dienstleistung. Das Frühstück kommt erst um acht und es ist wie überall und immer in den Krankenanstalten – reine Nahrungsversorgung. Zurück auf dem Teppich.

Strandnähe ist Illusion. Eine Schwester kommt und will mir Blut abnehmen. Meine Bemerkung, ich sei der routinierteste Blutabgeber des ersten Jahrzehnts im 21. Jahrhundert macht sie nervös und sie kapituliert an meinem rechten Arm. Sie sticht in eine Vene am linken und es fließt, das Blut. Rechts entwickelt sich ein gehöriger Bluterguss. Bis heute ist er sichtbar und erinnert mich an die Möglichkeiten der Farbgestaltung auf der eigenen Haut.

Ich versichere ihr, dass ihr Stich in den linken Arm von großer Sanftheit geprägt war und sie dauerhaft ihre Karriere fortsetzen könne. Auch würde ich für sie eine Kerze in der Kathedrale von Barcelona anzünden. Nachdem ich für beide Seiten ein Pflaster bekam, nehme ich ihre Hand, schließe die Augen und beginne, tibetanische Mönchsverse zu beten.

Neben mir liegt Herr A., ein Patient mit türkischen Wurzeln, der ebenso frisch wie ich, aber an anderer Stelle, an Hämorrhoiden operiert wurde, aber guter Dinge ist. Die Visite poltert in unser Apartment. Der Chefarzt meint sagen zu müssen, dass alles gut verlaufen sei. Dem Nachbarn gibt er die einfühlsame Empfehlung, er solle sich viermal am Tag nun duschen und immer alles schön „abkärchern“.

Mir fällt die dünne Käsescheibe vom Brot, aber der Nachbar wird möglicherweise diesen Begriff aus der Baumarkttechnik nicht verstehen.

Draußen sitzen nur vereinzelt Raucher, die noch an ihren Infusionen hängen oder Kehlkopfmikrophone haben. Die Krankenwagenfahrer machen Pause. Die Baumsäger wurden von den Laubbläsern abgelöst. Ansonsten ist es ruhig. Der Sindelfink flötet.

Das Mittagessen versetzt mich wieder ins Hotel Meerblick. Fischroulade mit Salzkartoffeln. Respekt. Serviert von den Lufthansadamen höchst selbst. „Sehr gut“, denke ich. Das ist schon die erste Station auf meinen Weg an die Ostsee, den ich in einigen Tagen antreten will. Wie lange werde ich hier freiwillig gefangen gehalten? Doch drei Tage?

Heute ist Mittwoch. Man hat mich heute schon rausgeschmissen und medizinisch als entlassungsfähig eingestuft - 46 Stunden nach der OP. Hab mir gegenüber in einer Sandwichmacherei Sandwiches für den ganzen Tag machen lassen und bin per Taxi in die Galaxie. Mit'm dicken Bauch und Pflaster und Tacker. Allein zu Haus. Niemand, der sich meine Wunde ansieht und beruhigt und beruhigend mit dem Kopf nickt.

Eben die letzte knatschgummiweiche weiße Sandwichknifte reingedrückt mit verwelktem Salat. Ich soll mich selbst pflegen. Dazu fehlt mir die dritte und vierte Krakenhand. Dann draußen im Stuhl sitzen und warten bis die Wunde nicht mehr wundet und heben - höchstens mal ein Päckchen Butterkekse. Fürs Schleppen brauch ich monatelang Schlepper. Werde mir gleich im Bettchen eine Schlafstellung suchen, die das Stechen im Körper überbettet.

Krankenhausreport II – 27.5.2014 – Duisburg

Meine Selbsteinlieferung erfolgt gegen 10.15 Uhr in ein großes Klinikum einer anderen Stadt. Bei der Anfahrt wechselte das Gefühl von Urlaubsvorfreude in Kerkerverdruss.

Von außen erinnert der Gebäudekomplex an einen Gefängnistrakt irgendwo in Bulgarien. Ich stehe an der Rezeption, die auch hier Information heißt und bin sicher – weder Urlaub noch Gefängnis. Folter oder Versuchslabor. Mein Gepäck deutet aber eindeutig auf Zwei-Wochen-Gran-Canaria hin oder sagen wir Salzburger Land oder polnische Ostseeküste.

Die Station 28 ist im 2. Stock. Klar. Der Weg dorthin festigt meinen Eindruck. Dies ist eine Festung. Zehn Minuten durch Türen und Gänge, die als Szenerie für Filme aus der Dritten Welt herhalten könnten. Baustellen, heraus gerissene Kabel, wieder eine alte Glastür im Stahlrahmen aus Stahlfabriken aus dem Saarland des 18. Jahrhunderts. Das kleine Stationszimmer beherbergt zwei Schwestern die mir sagen, ich solle mich unten erstmal anmelden. Aber man weist mich vorher in mein Zimmer mit Balkon, auf dem allerdings nichts erlaubt ist außer rumstehen. Einzelhaft also – Gott sei Dank.

Ich schlepe mich also zurück durch die Gänge, zurück zu Information, die mir sagt, die Anmeldung sei gegenüber. Ich fülle Formulare aus, beantworte Fragen nach meinen Vorerkrankungen und den Medikamenten, die ich nehme, erinnere mich wieder mal nicht an die Namen und schreibe so etwa wie „gegen Schilddrüse“ oder „für Magen“.

Die Cafeteria liegt außerhalb der Komplexe für Dilemma und schießt in 20 Minuten. Es ist 11.20. Mittagspause in der Cafeteria. Also doch Bulgarien. Aber auf meinem Zimmer wartet schon das offizielle Mittagessen: Scharfer Reis mit scharfem Fleisch und einem Zwei-Gramm schweren Salat mit 50 Gramm Dressing in einem Plastikschälchen. Wäre ich ein Magenpatient, wäre dies die Anästhesie. Gefragt hat mich niemand, ob ich dies oder jenes nicht vertragen würde.

Ich treffe bei meinen Erkundungsgängen auf dem Flur auf das Ärzteteam, das offenbar gerade auf Visite ist. Vier junge Ärzte aus den Nahen Osten und die Chefin, die mich sofort erkennt, nachdem ich sie Tage vorher mit Emails traktiert hatte. Sie stellt mich vor als Schauspieler, was hoffentlich nicht auf meine mutmaßliche Fähigkeit hinweist, die schlimmsten Anfälle simulieren zu können. Alle geben mir die Hand. Im westlichen Afrika derzeit ein Todesurteil.

So, dass das mal klar ist: Ich bin ein Problemfall und ich werde nicht der Einladung folgen, bereits heute zur Trockengymnastik zu gehen. 13.30 Uhr heißt es auf dem kleinen Zettel, der auf meinem Tisch liegt – „physikalische Therapie vor der Kältekammer“.

Nein, auch die Entspannungsgruppen um 15.00 Uhr lasse ich ausfallen. Bin auf der rheumatologischen Station, habe aber zunächst ein chirurgisches Problem. Noch heute käme ein Arzt zu mir, sagt man. Großartig. Also Bettkante und warten.

13.40 Uhr – man holt mich ab. Arzt vom Dienst, lese ich auf seinem Kittel. Ein Arztzimmer ohne fließendes Wasser. Gründliche Befragung. Keine Maschinengewehre. Unterlagenordner durcharbeiten. Hinweis auf den notwendigen Chirurgen. Weiter zum Ultraschall. Ich sehe die Chefärztin. Beratung. Einige Fachärzte sollen sich das anschauen. Ob ich Zeit hätte bis zu meinem nächsten Filmdreh...? „Mh, ja..mh...“

Ultraschall erledigt. Ich frage um 16.00, was heute noch passiert. Vielleicht EKG? 19.30 – nichts weiter geschehen. War vorher draußen rauchen.

Cafeteria hatte um 17.30 geöffnet, um um 18.00 Uhr zu schließen. Ich esse Kuchen und trinke einen Automaten-Cappuccino. Kein Kiosk sonst. Nichts. Versorgung also nach 18.00 auf null. Ich bin in einer fremden Stadt, kenne niemanden, außer dem Oberstadtdirektor.

Das Essen um 18.10 Uhr ist in seiner Zusammenstellung nicht zu schlagen. Abendbrot. Warmer Heringsstipp, zwei Scheiben, jeweils in Plastik eingeschweißtes Brot, zwei Scheiben Goudapress und Wurst. Schwarzer Tee-Beutel. Kein Kaffee. Keine Milch. Ich frage, ob ich noch was für nachts bekommen kann. Eine halbe Stunde später bringt mir die Schwester, die endlich aussieht wie eine Krankenschwester, die seit mehreren Jahrzehnten hier lebt und arbeitet, ein Tablett mit Resten von anderen Patienten, die nicht essen wollen oder können. Noch eine Schale Hering, eine Schale Kürbis, unverpacktes Brot, eine Scheibe Käse, ein Joghurt. Proviant sozusagen. Was nun? Wieder auf die Bettkanten-Position. Hilfe!

Das Wetter ist schön – da draußen in der Welt der Gesunden. Die Cafeteria hat um 11.20 geöffnet. Das nächst Geschäft, ein Kiosk, sei fünfzehn Minuten entfernt. „Mit dem Bus“, ruft die Kollegin hinter der Suppentheke. Der Gymnastik-Physiomensch stürmt in mein Zimmer und will mich abholen zur Trockengymnastik.

Ich erkläre ihm, dass ich gymnastiktechnisch derzeit eher ein Ausfall sei. Es folgt das Wochenende, sodass ich ja am Montag vielleicht gar zur Thai-Chi-Gruppe stoßen könne. Meine Sorgen liegen woanders. Zum einen bei meiner un-identifizierbaren Rheumaform, zum anderen bei meiner pikanten chirurgisch zu korrigierenden Stelle im hinteren Bereich des geschundenen Körpers. Ich bin allein auf mich gestellt in dieser Stadt. No cigarettes – no talks. Gleich kommt der Privatdetektiv und fragt nach meinen Beziehungen zur Unterwelt.

Liegen und schlafen sind auf Dauer Beschäftigungen, die mich ermüden und weiter Energie abbauen. Erfahre morgens, dass ich operiert werden soll. Sofort. Dr. Kim aus Korea schaut sich die Chose an. Er sagt (und so lernt man Deutsch): „Hinlegen!“ Ich frage „Wie und wo?“ Er sagt „Hinlegen!“ Okay. Es gibt dort nur eine Pritsche und ich folge seinem Befehl. Keine Zeugen. Er begutachtet das Objekt und hat schon fast alle Formulare ausgefüllt, die mich darauf hinweisen, dass ich hilflos bin.

Wie ein solcher Anschlag auf meine Bewegungsfreiheit das gesamte System schütteln kann, bemerke ich jetzt. Mein Blick kann sich vom Boden gar nicht mehr abwenden. Ich solle ab sofort nicht mehr essen, nicht trinken, nicht rauchen. Es ist 13.30 Uhr. Abends soll operiert werden. Panik mit Blick auf den Boden. Ein Oberarzt kommt – zackzack – schneidet etwas an mir auf, was ich nie sehen werde, legt ein paar Lappen drauf du meinst, man könne daran sterben.

Zumindest früher seien die Leute daran gestorben. Welch ein psychologischer Kniff. Er will sagen: Durch seine Kompetenz müsse ich nicht sterben, aber früher wäre ich todgeweiht. Dankbar soll ich also sein und ihm huldigen.

Im Fahrstuhl sagt eine Stimme „aufwärts“. Wenn ich abwärts fahre, sagt die Stimme nicht „abwärts“. Sie sagt nur „aufwärts“. Das ist ebenfalls ein Trick. Frisch und frei, vorwärts und nicht vergessen...“.

Ich beginne zu singen. Ich versuche, Mails und Nachrichten zu verschicken. Das iPad sagt „nicht gesendet“. Scheiß Apple. Ich glaube, ich belästige die paar Personen, denen ich derzeit überhaupt nahe bin aus der Ferne. Niemand, der mein Händchen hält, meinen zerstochnen Arm streichelt oder mir Zigaretten bringt.

Ich versuche es mit Hingabe auf das Warten. Um 16.30 Uhr kommt eine Oberärztin vom Dienst und erklärt, man wolle mich morgen Vormittag aufschneiden. Also nicht mehr diese Nacht. Morgen also. Das heißt, ich kann zu Abend essen, hatte aber immer noch keine Gelegenheit, meine Speisewünsche anzubringen. Ich geh rauchen, denn mein Bruder bringt mir Vorrat, der auf einen Aufenthalt von Monaten hinweist. Bin gut drauf. Ich trinke völlig übersüßten Automatenkaffee und schwitze. Sorge mich um die Nachsorge. Wieder kommt ein Arzt und meint, sie sorgten für die Nachsorge. Das habe man selbst schon mal mit Bayern geschafft.

Ich nehme wieder den fünfzehn-minütigen Laufweg durchs Haus in Kauf, zum vierten Mal heute, obschon meine Bewegungsfähigkeit sehr eingeschränkt ist. Ich schleiche. Ich kaufe in der Cafeteria einen Stern. Man kauft immer einen Stern, denke ich, wenn die Alternative die Gala ist, wenn man ins Krankenhaus geht, mit dem ICE fährt oder mit einer Fluggesellschaft. Es regnet seit 36 Stunden pausenlos.

Bin mit einem anderen Fahrstuhl abwärts gefahren. Dort höre ich das Wort „abwärts“ und bin sofort wieder „aufwärts“ gefahren. 19.00 Uhr – es ist trübe.

Morgens von sechs Uhr bis neun Uhr ist draußen Getöse angesagt. Bis fünf tirilieren die Vögelchen in den Hospital nahen Bäumen. Das ist die Natur. Es ist laut, aber besser, als würden sich um die Zeit die heimatlichen Geier zusammenraufen, die auf die nächste Beute warten, Aas aus den Kellern der Pathologie oder den OP-Sälen. Ab sieben Uhr höre ich vom Flur Geschepper, Geknalle, später lautes Palavern, eine Rundumgeräuschversorgung. Vielleicht gehört es zur Therapie, ist ein Hörtest oder einfach das Arbeitsplatzgeräusch.

Die Essensversorgung hakt. Um 8.30 Uhr noch kein Frühstück in Sicht. Erst um 9.30 Uhr, eine Zeit, zu der bei einigen schon der Brunch ansteht, schiebt man mir das graue Tablett mit dem großen Frühstück auf den kleinen grauen Tisch. Ich trage heute meine graue Haushose, denke ich. Die schlabbert wie das Stück Käse, wen ich es hochkant in die Luft halte. Schlabbern ohne Flüssigkeit.

Um raus zu kommen, braucht es lange Wege. Die Sonne scheint. Ich steh auf dem Balkon der Anstalt und sehe, dass das Wetter auf meiner Seite ist. Ich gehe den langen Gang entlang, langsam, mit einer

Hand an einem Geländer, an Stahlrohre, die aus einem der ersten U-Bahn-Schächte der Welt stammen. Grün gestrichen, mit Dellen, die denen an Autobahnleitplanken ähneln. Ich biege rechts ab in den nächsten Gang, wo verschiedene Stationsfahrzeuge hin- und hergeschoben werden, wo Schwestern aus Zellen eilen, um wieder in anderen zu verschwinden.

Dann rechts sind Aufzüge. Ich habe mir gemerkt, dass diese Aufzüge abwärts fahren, einen Stock, dann raus, wieder rechts, dann links – in den Trakt, der in eine erholsame Totenstille führt.

Hier finden Bauarbeiten statt. Aus manchen Räumen ragen Baubohlen, aus anderen Stränge von Kabeln. An der Decke hängt eine Uhr, die vor Jahren, als die Bauarbeiten begannen, stehen geblieben sein muss. Stille. Noch kein Bauarbeiter zu sehen. Es könnte aber auch die U-Bahnhaltestelle sein, die mich in die gesunde Welt führt. Ich warte auf die Durchsage, suche den Fahrplan. Nichts. Gotham City.

Ich schleppe mich weiter, der nächste Gang links, erste Hinweise auf weitere Stationen. „Radiologische Ambulanz“ lese ich und „Hauptausgang“. Das Freie naht. Vorher, vor dem Hauptausgang rechts. Alles riecht nach neu und billigem Tropenholzimitat. Drei Stufen nach unten, einmal noch links und ich stehe im Freien, dort, von wo die Vögel nachts um fünf Uhr ihre kakophonischen Chöre bilden.

Ich setze mich vor die Cafeteria und rauche. Schmerzen lassen nach. Ich nehme andauernd Schmerztabletten, sodass ich nichts merke. Das ist der Sinn der Arznei – nichts merken. Bilde mir ein, geheilt zu werden.

Es läuft die Oberarztvisite, die letzte vor Montag. Die Prognose führt nicht zur Beruhigung. Auf's Ende warten, ist eine langweilige Angelegenheit. Obacht vor allen Infizierten. Keine Erkältung, keine Gefahren eingehen. Oder Mittel einnehmen, gegen die Cortison Lutschbonbons sind. Oh mein Gott. Wie soll man sich einen Aufenthalt in dieser Anstalt gestalten, wenn einem die Horrorgeschichten durch den Kopf jagen?

Chaos auf meinem Zimmertischchen. Mullbinden, Pressuren, Zeitschriften, Zeitungen, Joghurts, Äpfel, Birnen, das iPhone, das iPad, Brillenetuis, Wasserflaschen, Arzneikiste, Ordner, Speiseplan, Löffel.

Samstag, 20.00 Uhr. Die junge Schwester befragt mich auf eine aufreizend lässige Art, ein Vorgang, der bei der Einlieferung hätte durchgeführt werden müssen. Also fragt sie mich nach der OP, ob ich eine Patientenverfügung habe, wie groß und wie schwer ich sei. Ich frage nach einer Waage. Keine Waage weit und breit. Und dann kommt die große Schwester und zeigt mir endlich, wie ich meine Wunde pflegen kann. Ich hatte irrtümlich meine Netzunterhose für Operationen als Kompressen verwendet. Peinlich und komisch, aber schließlich handelt es sich bei mir nicht um Fachpersonal.

Habe erste Rituale entwickelt beim Anziehen für meine Spaziergänge durch die Katakomben: Schlapperhose, Socken, Jacke. Stelle fest, dass die mitgebrachten drei Paar Socken inzwischen alle Löcher aufweisen. Jahrelang hatte ich keine Löcher in den Socken. Hier, wo die Socken weniger Strapazen ausgesetzt sind, entwickeln sich Löcher.

Am Sonntag befallen mich Existenzängste, wofür es hier kein Fachpersonal gibt. Mit der Angst ist man allein, denke ich. Angstbefall. Angstambulanz. Not-OP an der Angst. Das Einschlafen bringt mich zum Schwitzen. Auf dem Flur steht ein Mann. Er schaut aus wie Charles Bronson, der nicht weiß, ob

er gen Westen oder Osten reiten soll. Er hat kein Pferd, nur einen dieser abgewrackten Gebrauchsrollatoren. Unruhe heute. Innere Unruhe.

Ich klopf an von innen an meine Tür. Ein wenig Wahn kann den Tag erhellen. Im Fernsehen läuft wieder ein Bericht zu Krankenhauskeimen. Auch darüber, dass in den Höhlen der Krankenhausabwasserschächten fröhliche Ratten ihre Kuren veranstalten und – resistent – wie sie sind – die Cocktails aus Arzneimittelabfällen und sonstigen fleischlichen und nichtfleischlichen Resten in die große weite Welt tragen. Irgendwo da draußen kommt ein Zeitgenosse damit in Berührung, der seine Tante hier in der Anstalt besucht, vor Freude die Ärzte umarmt, die Schwestern liebkost und völlig Fremden die Hände schüttelt, unter anderem einem Pfleger, der gerade jetzt in mein Zimmer tritt und mir eine Salbe verpassen will mit seinen hilfreichen Händen.

Ich will mich in eine Folie einwickeln, aber Kunst ist hier nicht angesagt. Ich schaue in den Spiegel und versuche, mich für einen Fremden zu halten.

Montag: Magenschmerzen nachts. Um 5.40 Uhr kommt der Tropf, um 7.00 die Medikamente, um 8.00 soll ich zum Halsnasenohrenspezialisten, danach frühstücke ich wie ein fast Verhungertes. Um 8.30 Uhr kommt die Putzfrau, die in sechzig Sekunden das gesamte Apartment mal eben durchwischt. Um 9.00 erscheint die Dame mit dem Blutwagen. Abzapfen. Um 9.30 Uhr verpasse ich die Ergotherapie. Ich bräuchte eine Ego-Therapie. Mein Puls ist normal.

Heute steht ein Krankentransport an. Es handelt sich bei dem Kranken um mich, der zu einem Neurologen außer Haus transportiert werden soll. Vorher gibt es eine warme Schultermassage nach dem Frühstück. Da ich ja eh nicht zur Physiotherapie komme, könne sie, die Massagefachkraft, mich ja auch hier im Zimmer mal eben durchkneten. Okay, nicht schlecht. Oberflächlich, aber nicht schlecht. Ich frage nach dem Jacuzzi, aber derartige Witze sind hier nicht schlagkräftig.

Um 10.00 soll ich mich an der Pforte melden, wo mich ein Fahrer zum Neurologen bringen sollte. Massage, Fahrer, jetzt nimmt es standesgemäße Formen an. Einen Dresscode gibt es allerdings für diese Vorgänge nicht. Dennoch ziehe ich mir meine Ausgehose an, ein Oberhemd. Man weiß ja nie. Vielleicht landet man ja auf einem Empfang oder muss sofort beerdigt werden. Will man das in einer schlabbrigen grauen Trainingshose?

Die Schwester drückt mir eine inzwischen pralle Akte in die Hand. Das bin ich und meine Zipperlein, säuberlich dokumentiert. Ich setze mich auf den bereit gestellten Rollstuhl. Sie schiebt mich durch die Gänge, vorbei an den U-Bahnhaltestellen, den Pinienwäldern und ausgedehnten Landschaften der mecklenburgischen Eben, den Heidschnucken der Lüneberger Heide, vorbei an Orten wie Rummeloh und Haubacken, bis zum besagten Fahrstuhl, der zum Hauptausgang führt. Dort angekommen, gibt es einen Disput zwischen meiner Chauffeurin und der Dame an der Rezeption des Instituts.

Der Fahrer werde den Patienten auf der Station abholen, heißt es. „Hier steht aber Pforte“ sage ich mit meinem kleinen Zettel in der Hand. Es wird telefoniert, wahrscheinlich auch mit dem Präsidenten. Meine Akte rutscht mir vom Schoß. Es wird laut, ein Gemetzel kündigt sich an, die Bürgerwehr steht schon mit großen Injektionskanonen im Gang. Die Schwester fährt mich zurück zur Station. Kapitulation nennt man sowas. Sie fährt zurück entlang der Landschaften der holsteinischen Schweiz und den Bergmassiven der Südschweiz.

Auf der Station wundert sich die Visitengruppe der Ärzte über meine schnelle Rückkehr. „Aber der Fahrer soll mich doch hier abholen“, hauche ich, noch beeindruckt von der langen Reise durch die Krankenanstalt. Der Fahrer kommt und will mich abholen. Er trägt eine blaue Liegentransportfahreruniform, sodass er als Krankentransporteur erkennbar ist. Das hat wahrscheinlich die Lobby der Spediteure erreicht.

Fortsetzung folgt

Und er braucht einen Transportschein für Lebendware, wie ich es bin. Meine Akte rutscht mir wieder vom Schoß. Bald gibt es dann einen Schein, der mutmaßlich für die Zollbehörden bestimmt ist. Und der Fahrer fährt mit mir los, erst mit dem Rollstuhl, entlang der Hügel des Sauerlandes, vorbei an Stauseen und Tannenwäldchen, an Olivenhainen und Weinbergen, dann mit seinem Krankentransporter, quer durch vernachlässigte Stadteile und den morgendlichen Verkehr.

Der Neurologe hat seine Praxis auf einem anderen Planeten. Er spricht mit mir und ich werde zurücktransportiert, rauche im Krankenwagen und kaue ein Kaugummi. Fast hätte ich noch lauthals gesungen, konnte dies aber durch Disziplin verhindern.

Am nächsten Morgen schneidet man mir Gewebe und mutmaßlich noch anderes aus dem Unterschenkel. Ein Teil meines rechten Fußes würde danach taub bleiben, sagt man mir noch, kurz bevor ich die ewigen Jagdgründe zur Ansicht haben werde, bevor die abermalige Betäubung zuschlägt. Ich kann mich nicht erinnern.

Donnerstag. Die Grüne Dame mit roten Haaren erscheint in meiner Suite. Ihr rechter Daumen zeigt nach oben. Ob ich sie bräuchte, die Grüne Dame? „Nö“, sage ich, „danke, nett, dass es sie gibt, auf Wiedersehen.“

Was soll mir jetzt eine Grüne Dame helfen, zumal sie rote Haare hat? Ist es eigentlich ein religiöser Beistand, der hier angeboten wird oder ein rein esoterischer? Werde Erkundigungen einziehen.

Wieder war die Physioabteilung da, während ich mich in der zimmereigenen Nasszelle ausführlich mit mir selbst beschäftigte. Kaum wieder trocken, betritt die Ernährungsverkäuferin den Raum. Ich bestelle anstelle des Schmierkäses die Leberwurstrolle und lehne die Apfelschorle vehement ab. „Ich will keine Apfelschorle. Ich trinke keine Apfelschorle,“ sage ich deutlich. Die sei immer dabei. Ob ich Kiwi haben wolle? „Ja, Kiwi, von mir aus Kiwi“, sage ich, „aber keine Apfelschorle.“

Ich warte auf die Röhre. Es soll eine Computertomografie geben, von meinem Kopf. Da stimmt was nicht, also muss man hinein in die unbekannte Welt. Fühle mich eingengt. Ich brauche einen Stuhl mit Rollen, kann nicht laufen. Ich will hinaus in die Wildnis, um wild zu rauchen und zu atmen.

Und was ist mit meinem Wickel? Das Bein wurde operiert und wurde immer noch nicht wieder neu gewickelt. Ich sehe, dass es umwickelt werden muss, das Bein, der Anfang einer Mumifizierung. Irgendwo muss man ja anfangen, um ewig zu halten.

Mein Kopf steckt in der Röhre und ich höre sanfte, aber dennoch bedrohliche Geräusche. Ich frage mich, ob man eines Tages Gedanken scannen kann, oder gibt es das schon? Würde gerne das Original meiner Gedanken lesen, nachdem ich eine Viertelstunde Blödsinn geredet habe. Hier wird nach irgendwas gesucht, nach Löchern oder Leerstellen, nach dunklen oder weißen Flecken, nach Ungewissheiten.

Der Kopf soll Auskunft geben, warum am Fuß was nicht stimmt. „Leuchtet ein“, denke ich und schließe meine Augen. Ich versuche, nur Kopf zu sein. Manche Schlaumeier kennen das. Gehe also als Kopf auf einen Spaziergang quer durch die Milchstraßen der Erleuchtung. Werde kleiner, schwimme als irgendwas Kleinstes auf der Welt durch den Spalt zwischen der Spinnwebshaut und der weichen Hirnhaut.

In der Membran eines Axons befinden sich spannungsgesteuerte Porenproteine, deren Durchlässigkeit vom Membranpotential abhängig ist. Das Hirn, ich bin drin im Zentrum allen Ungemachs und aller Freude. Etwa 100 Milliarden Nervenzellen (Neuronen)! Und obwohl es mit seinen zwei Kilogramm nur ungefähr drei Prozent des Körpergewichts ausmacht, verschlingt es enorme Mengen an Energie: Etwa 15 Prozent des Gesamtenergiebedarfs des Körpers beansprucht das Gehirn für sich.

Wow! Ich bin auf der Cranger Kirmes. Wilde Karussellfahrten, Leuchtreklame. Als Mini-Ich halte ich mich an einen Zuckerwattestab fest und es schleudert mich vom Stammhirn ins Zwischenhirn, vom Kleinhirn ins Großhirn, vom Sprachzentrum ins Wernicke-Areal (für das Verstehen von Sprache entscheidend), vom Broca-Areal (Produktion von Sprache, das Finden von Wörtern und das Bilden von Sätzen zuständig) ins Hörzentrum, ins Sehzentrum, flitze durch das Schluckzentrum und lande schließlich im limbischen System (spielt eine wichtige Rolle für Lernen, Gedächtnis und Verarbeitung von Gefühlen - insbesondere von Angst). Noch ein Klick und ich bin am Rand des Scheitellappens, dem Parietal. Amazon will mir dauernd was verkaufen und DocMorris nervt mit einer Leuchtreklame am Circulus arteriosus Willisii.

Plötzlich klopft jemand. Die CT-Beauftragte tippt an meine Schulter und ich schlage die Augen auf, schüttele mich. Ich sehe ihren Kopf und winke. Ich setze meinen Kopf wieder auf die Schulter und bin ganz und in Originalgröße und diese schwerfällige Masse bewege ich zurück durch die Landschaften des Krankenhauses.

Am Tag meiner Entlassung frage ich den Stationsarzt, ob man mir operativ die Zuversicht entnommen habe. „Nein“, sagt er, „die Hoffnung stirbt zuletzt“. Woraufhin die umstehenden Patienten aus den anderen Zimmern sich ihre mitgebrachten Waschlapen auf die Stirn klatschen und zu tanzen beginnen. Ich nehme meinen rechten schlanken Fuß und wirble ihn in die Höhe. Ich bin eine Schallplatte und drehe mich im Kreis. Zu „Good Vibrations“ von den Beach Boys schwebe ich durch die Gänge und winke den Wolken zu, wo all die Rock- und Filmstars sitzen, die ich überlebt habe.

Im Auto beim Rücktransport in mein eigenes Refugium lege ich mir eine Decke über den Kopf. In meinem Kopf winden sich die Good Vibrations und klammern sich an die schalldichten Lappen des primären Hörzentrums. „Gotta keep those loving good vibrations a-happening with her“

Krankenhaus V – DO Augenklinik

Ich trage wieder ein Bändchen um das Handgelenk. Die Dame in der Anmeldung legt es mir eigenhändig an. Zur Sicherheit. Hätte ich diese all-inclusive-Bändchen alle behalten, wäre es jetzt eine Sammlung und würde an Wolfgang Petry erinnern: Hölle, Hölle, Hölle.

Das Bändchen hat einen Strichcode, ein EAN. EAN steht für International Article Number. Bin also doch ein Produkt. Es zeigt aber auch meinen Namen und mein Geburtsdatum, was ich unbedingt für

verwerflich halte. Niemanden geht das etwas an. Hier ist man dem Tod immer ein Stück näher als dem Leben, also was soll's? Sollte ich verloren gehen, würde man mich zuordnen können. Mein Einwand, ich ginge nicht verloren, und wenn, wäre es einer meiner kühnsten Wünsche, verloren zu gehen, aber wohin, würde ich gefälligst selbst entscheiden. Die Dame überhört mein Gezeter und lächelt. Sie lächelt immer so, die Krankenhausfachkraft, eingeübt für diejenigen, die mindestens fünfzehn Mal am Tag behaupten, sie gingen nicht verloren.

Allerdings kann man sich im Hospital durchaus verlaufen. Die Hinweise auf den Hinweistafeln sind nicht immer eindeutig. Mein Asyl befindet sich im 3. Stock im alten Teil. Auf allen Tafeln heißt es, dort sei die gynäkologische Ambulanz. Da dort auch die Insassen der Augenklinik liegen oder sitzen, dieser Hinweis findet sich an keiner Stelle. Aber das kann ja der Grund sein. Augenchirurgie. Man sieht nichts oder nur wenig. Wozu dann Hinweisschilder? Ich frage nach einem Ausgang ins Grüne. „Der Gang dort bis zum Ende und dann rechts.“ Das sagt sich leicht und ist eine ähnliche Ansage wie beim Navigationsgerät. Rechts fahren bedeutet nicht rechts abbiegen. Das Grüne entpuppt sich als Parkhaus. Nun ja. Park.

Ich solle mich normal verhalten und könne mich im Haus frei bewegen. Viermal würde der Augendruck gemessen bis zum nächsten Morgen. Mein erster Druck ist 18 und er müsste darunter sein. Endlich habe ich auch für diese Region des Körpers einen Wert. Ich stehe also unter Druck 18. „Na, wie ist denn Dein Augendruck?“ Damit kann man Zipperleinkranke fertigmachen.

Neben mir liegen zwei weitere Augenpatienten. Der eine bereits in diesen wunderbaren Trombosestrümpfen. Dazu das nach hinten offene XXL-Shirt für die OP. Diese Kombination ist als Sexiness nicht zu übertreffen und gleichzeitig sehr nah an den Clowns russischer Schule: Trauriges Gesicht, aber komische Kleidung.

Der andere sitzt am Tisch und schaut gradeaus oder auf den Fernseher. Er hat die Fernbedienungshoheit. Noch. Das ist gefährlich, denn ich neige zur Gewalttätigkeit in diesen Fällen.

Nicht sehen ist Scheiße. Ich brauche meine Augen. Mit Telefonseelsorge kann ich nichts anfangen, auch nicht mit Telefonsex. Ich muss gucken können. Um 16.00 Uhr ist mein Druck 20 rechts und 16 links. Überdruck also rechts. „Der Patient merkt das nicht“, sagt der Arzt mit deutlich russischem Akzent wie man ihn hören will und oft – vor allem in Krimis – hört. Dieses CH. Er sieht aus wie ein Model für alles, aber sicher für Herrentrikotagen.

Auffällig ist auch hier die Vielzahl fahrbaren Geräts: Putzschränke auf Rädern, Catering in Silberschränken, mobile Spritzkommoden, Wickelgeräte, Druckmessfahrzeuge, Betten, Bahren, - Tragen, Bettbeistelltischchen – alles auf Rädern – mit Bedienungshinweisen wie „Bitte vor dem verteilen Netzstecker ziehen. Die Kartenhalter bitte von den Tablets nehmen und in die Cloche auf dem Wagen legen.“ Arzneiwagen und Wäschekarren...

In der Augenabteilung ist auf den Gängen oft niemand zu sehen. Stille auch in der Gynäkologie. In Zimmer 330 liegen nur Frauen mit getrübttem Blick. Irrtümlich wollte man mich dort unterbringen.

Neben mir landet einer der frisch Augenoperierten und gibt keinen Mucks. Wenn er wach wird, wird er sehen, dass er nichts sieht. Das Dachcafé hat auch hier nur bis 18.00 geöffnet. Panoramablick über die Stadt. Ich vertreibe meine Zeit mit Beobachtungen. Sehr ergiebig ist das nicht. Obwohl man mir

schriftlich erklärt, ich können mich frei im Haus bewegen, wage ich es doch nicht, mir Patienten anzusehen oder gar Zeuge einer blutrünstigen Operation zu sein.

Ich höre meinen Namen. Jemand will meinen Blutdruck messen. Es ist die Druckabteilung. Das machen wir locker im Leseraum, wo ich gerade dabei bin, das Kirchenmagazin „Dom“ zu erblättern. 120 zu 60 notiert der Mann in seinem Überwachungsprotokoll. Wir plaudern ein wenig über Essgewohnheiten, da es doch gleich wieder 17.00 Uhr ist, eine Zeit, zu der auch hier das Abendbrot serviert wird. Spanier und Portugiesen halten das für das Mittagessen, denke ich, sitzen gegen 21.00 Uhr aufrecht im Bett und warten auf die Paella oder den Stockfisch mit Salzkartoffeln und fetter Soße.

Ich versetze mich in den Modus „letzte Mahlzeit vor der Morgensonne“ und schmiere mein Doppelback, lege den Presskäse drauf und nippe an meinem Teewasser. Mir schießt eine diffuse Ansammlung von Blindenwitzen durch den Kopf, über Blinde, von Blinden, für Blinde, mit Blinden. Dazu erinnere ich mich an Ereignisse mit Nichtsehenden:.....

Zusätzliche Texte (evtl. Einfügen als in-between)

Die Kümmerer

Deutschland – Servicewüste ist ein (Mythos)

Ein Tag in der City nach Plan – „Mal eben“ geht nicht

Andere besuchen VHS- Kurse, umarmen Bäume oder flüchten in die Oberfläche. Ich gehe in die City und Sorge dafür, dass man sich um mich kümmert.

„Heute“, denke ich, „ist ein Tag ohne Terminstress, keine Anbahnungsgespräche, keine Skype-Konferenz, kein Schornsteinfeger, kein Stromableser. Da gehe ich doch mal in die Stadt und erledige das eine oder andere.“ Ich schaue also auf meine To-do-Liste: Krankenkasse, Apotheke, Hautarzt, Brillengeschäft. Ach ja, und ich hab ja auch noch meinen Haushalt, also einkaufen fürs Wochenende und das eine oder andere Überflüssige, anschließend einen Cappuccino schlürfen in einer Passage, wo der Mensch noch raucht.

Meine Krankenkasse hat eine Beratungsstelle und ich brauche Beratung wegen eines anberaumten operativen Eingriffs in das Gehege meiner Zähne. Nach Verlassen des Aufzugs bin ich sofort letzter einer langen Schlange von Beratungskunden. Ich verschwinde wieder im Aufzug. Wer will schon letzter sein. „Später wird die Schlange abgearbeitet sein“, denke ich. Ich werde wieder kommen, habe ja Zeit, gönne mir den Luxus. Ein paar hundert Meter weiter praktiziert der Arzt, von dem ich ein Rezept benötige, das ich dann unten in der Apotheke einlösen kann. Es ist nicht wichtig, aber warum soll ich das nicht mal erledigen? Es handelt sich um einen unregelmäßig wiederkehrenden Juckreiz in den Beinen, vor allem nach langen Sitzungen. Der Dermatologe hat mir damals eine Salbe verschrieben, die angerührt werden musste. Die Zusammensetzung auf der Tube, die ich natürlich dabei habe, kann man nicht mehr lesen. Das Verfallsdatum ist deutlich überschritten und es handelt

sich nicht um einen Joghurt, den man laut Fachleuten, weit nach Ablauf noch verzehren kann. Bei einer Hautcreme bin ich da doch vorsichtiger.

Auch hier in der Dermatologie drängen sich die Menschen in Warteräumen und –zimmern und erst recht vor der Anmeldungstheke, hinter der zwei fleißige Mitarbeiterinnen ihre Blicke zwischen Computerbildschirm und Kundengesicht hin und herwerfen.

Kein Wunder, dass es hier voll ist. Schließlich ist die Haut das größte Organ. Deshalb gibt es auch keinen reinen Nierenarzt. Das würde sich nicht lohnen. Da fasst man die inneren Organe schon mal zusammen und nennt sich Internist. Mitten in meinen Überlegungen zum Gesundheitssystem bin ich an der Reihe. Ich zücke meine Versicherungskarte, lege die Überweisung auf die Theke und die abgelaufene Tube daneben. „Vorbildlich also, der Patient“ sehe ich die Dame denken. Damit habe ich auch die Frage „Waren Sie schon mal bei uns“ übersprungen.

Noch nie fiel mir der annähernd genaue Zeitpunkt ein, nicht einmal das Jahr meines letzten Besuches, aber dafür gibt es ja die Datenspeicherung und man wird belehrt, dass man das letzte Mal im April 2007 zu Gast war. Nicht so hier und jetzt. Meine Tube wird weitergereicht, die Beschriftung identifiziert, der Eintrag auf der Bildschirmkartei gesichtet. „Das müsste sich der Doktor aber ansehen“, sagt Andrea. Da ich weit noch gut sehe, konnte ich ihren Namen auf dem Namensschild auf ihrem Kittel lesen, ohne mich vorzubeugen und somit möglicherweise in die Nähe sexueller Belästigung gerate.

„Ich brauche das nur ab und zu und dachte, ich könnte mal eben das Rezept abholen“, sage ich tatsächlich. Ein paar Blicke auf den Bildschirm später weist man mir einen Platz auf einer Wartebank zu. Der Doktor müsse das unterschreiben. Ich solle dort warten. Da sitze ich und schaue auf ein Pickelgesicht auf einer Werbung für medizinische Kosmetik. Man kümmert sich also um mich, gibt mir nicht einfach das Rezept. Ich beobachte nun intensiv das Treiben in dieser Arztpraxis. Eine Mitarbeiterin ist offenbar die innerbetriebliche Kurierin. Sie hält Papiere in ihrer Hand. Sie verschwindet hinter einer Tür, kommt wieder heraus, läuft in den Blutabnahmeraum, kommt wieder heraus, geht zur Rezeption, kommt wieder zurück. „Vielleicht ist das mein Rezept und sie sucht mich“, denke ich. Ich hebe meinen Zeigefinger. Vorsichtshalber. Nadin reagiert nicht. Ich schiebe meine Hand mit dem abstehenden Zeigefinger vor meine Augen und betrachte den Finger als sei er das Objekt, um das es hier gehen soll. Inzwischen wurden Herr Weiß, Frau Damoglu, Herr Samlowski und Frau Dingsbums ins Arztzimmer gerufen.

Ich beobachte weiterhin Nadin, wie sie wieder mit einem kleinen Stück Papier aus einem Raum kommt, vielleicht mit meinem Dokument für die Apotheke. „Herr Dennemann“ höre ich schon, bevor es wirklich hörbar ist, weil ich darauf warte und heute ist der Tag, an dem Geduld zu meinen Tugenden zählt. Eine junge Ärztin bittet mich in ein Behandlungszimmer. Sie hat den Gesichtsausdruck, den Ärzte brauchen, um Vertrauen zu bilden: freundlich, aber immer mit einem sorgenvollen Zug um die Augen.

„Sie haben also Probleme mit Ihrer Kopfhaut“, sagt sie. „Nein, mit den Beinen. Ach so, das mit der Kopfhaut war im letzten Sommer. War das eine Allergie?“ Ich hatte es vergessen. Ich habe die falsche abgelaufene Tube mitgenommen. Wie kann ich das auch wissen? „Wir müssen mal wieder einen Scan machen“, sagt sie. „Hautkrebs“, fügt sie hinzu, „Vorsorge. Lassen Sie sich vorn einen Termin geben und hier ist Ihr Rezept.“ „Ich wollte eigentlich nur mal eben...“ will ich noch sagen, verkneife mir das aber und mache „vorn“ einen Termin für die folgende Woche zum Hautscan.

Man kümmert sich also um mich.

Unten im Haus ist praktischerweise eine Apotheke mit so vielen Mitarbeiterinnen wie man sie heute nur noch in Call Centern in Kalkutta braucht. Hier sind die Schlangen zahlreich aber kurz. Ich übergebe mein Rezept mit der überflüssigen Bemerkung, dass die Salbe wohl angerührt werden müsse und ich Zeit habe, darauf zu warten.

„Ja.“ Eine kurze Antwort und dann verschwindet die sehr junge zukünftige Apothekerin. Alle anderen Mitarbeiterinnen lächeln mich an, wenn sie vorbeihuschen, um aus Regalen, aus Laden und dem Rohrpostsystemkasten Arzneien sammeln, um sie all den anstehenden Kranken auszuhändigen, die sich dann zu Hause die Beipackzettel durchlesen und Testamente machen.

Meine Kundenbetreuerin kommt zurück und legt die fertig angerührte Salbe in einer handbeschrifteten Tube auf die Theke. „Das andere Mittel ist derzeit nicht zu bekommen“, sagt sie. „Ich werde den Großhandel anrufen“. Dann verschwindet sie hinten in einem Büro, in das man hineinsehen kann. Auch dort herrscht Geschäftigkeit. Alle kümmern sich um irgendwas und es muss wichtig sein. Schließlich handelt es sich hier um Krankheiten und Gesundheit, die repariert werden sollen. In der Zwischenzeit kommen und gehen hunderte von Kunden.

Sie telefoniert und kommt zurück. „Der Großhandel hat das Mittel nicht vorrätig. Ich werde jetzt den Hersteller anrufen.“ Und sie verschwindet wieder im Büro. Neben mir fragt eine ältere Dame ihr Gegenüber hinter der Theke, warum denn niemand aufmache beim Doktor. „Welcher Doktor?“ „Na, der hier nebenan. Ich habe geklingelt. Niemand macht auf.“ Sie habe eine telefonische Überweisung von ihrem Hausarzt, aber ihr werde nicht aufgemacht, so sie doch einen Termin habe. Die Apothekenhelferin versichert der alten Dame, dass die Apotheke keinen Zugang zur Praxis habe, auch nicht zu der im Nebenhaus. Sie werde sich aber darum bemühen, herauszufinden, warum ihr dort niemand öffne.

Mein Fall scheint allerdings komplizierter. Das zuständige Apothekenmädchen kehrt aus dem Büroleben zurück und erklärt mir, dass jene Salbe, die nun nicht zu haben sei, die beste sei, die auf dem Markt gewesen sei. Erst in einem halben Jahr wäre sie voraussichtlich wieder erhältlich. Sie wolle nun meine Hausärztin anrufen, um sie zu fragen, ob es auch eine andere Salbe, mit einer ähnlichen, aber nicht genau derselben Zusammensetzung sein könne. Bevor sie wieder ins Büro rennt, erlöse ich sie von ihrem Druck und sage: „Okay. Es ist aber nicht eilig.“

„Geben Sie mir doch Ihre Telefonnummer.“ Dann rief sie mich an, ob und welche Salbe es dann – nach der Konsultation mit meiner Ärztin – sein könne. Ich überreiche ihr meine Visitenkarte und verlasse das Haus der Salben.

Mir fällt auf bei meinen Beobachtungsgängen durch die Stadt, dass mir manche Details entgehen. Da muss ich näher ranrücken an das Objekt – meist sind es Buchstaben – um es erkennen zu können. Das führt mich plangemäß zum Brillenfachmann. Auch hier kennt man das Wort Geschäftsflaute nur vom Hörensagen. Auch hier ist alles freundlich, das Licht, die Servicekräfte, es herrscht so etwas wie Clubatmosphäre.

Ich frage vorsichtshalber, wie denn die Aussicht sei, in Kürze bedient zu werden. „Ich möchte gern – nennen wir es Check-up – machen, will wissen, ob meine Lesebrillenstärken der beiden Brillen, die ich dabei habe, identisch sind. Eh...“, sage ich. „Setzen Sie sich dort hin. Es ist nur einer vor Ihnen.“

Das gibt Zuversicht und ich setze mich in meiner viel zu warmen Kleidung in diesem wohltemperierten Raum an einen dieser Tische, wo man auf sein Gegenüber wartet.

Überall Vitrinen mit Brillen. Hier geht's eben ums Gucken, um den Durchblick. Ich beobachte den Stand der Dinge, welche Mitarbeiterin sich wohin bewegt, wie viele Menschen im Stehwarenbereich warten, wann der Mitarbeiter mit was aus welcher Tür kommt, ob jemand auf mich zusteuert. Damit kann man sich eine Weile beschäftigen. Ich putze derweil das Display meines Smartphones, entledige mich meines Mantels, meines Schals, meiner Weste, schaue, was mein Kalender alles auf mich zukommen lässt.

Ein junger Mann erscheint und hört sich mein Anliegen an. Er nimmt beide Brillen und lässt mich zurück. Das „Check-up“ findet in einem „Check-up-Raum“ statt. Er kehrt zurück mit meinen zwei blitzblank geputzten Lesebrillen und einem Check-up-Bon, auf dem die unterschiedlichen Sehkraften dokumentiert sind. Und gleich käme eine Kollegin, die mit mir den Sehtest machen würde, da er, noch nicht lange im Geschäft, dafür keinen Kurs belegt habe.

Mit unnatürlicher Langsamkeit nehme ich beide Brillen aus dem Etui, setze eine nach der anderen auf, lege sie wieder zurück, schiebe sie in meine Manteltasche. Da erscheint die nächste vor Freundlichkeit leuchtende Mitarbeiterin und führt mich in ein kleines Labor, einen kleinen weißen Raum, der aussieht, als würde man nun auf Weltraumtauglichkeit getestet, aber es geht hier ums Kieken. Sie schiebt mir eine Superduperbrille vor den Kopf und vollzieht eine Reihe von Sehtests, deutlich ausführlicher als es der Augenarzt vor kurzem getan hatte.

Nach dieser wundervollen Bekümmernisse verlasse ich das Haus des Sehens mit einem Empfehlungszettel, auf dem alle Daten handschriftlich fixiert sind. Bald würde ich also wiederkommen, um mit einer Halbhalbbobenunten-Brille neue Sehtüchtigkeiten zu erlangen.

Zurück zur Krankenkasse. Niemand ist dort vor mir in Wartestellung. Ich setze mich also direkt an den Tisch von Frau Neville und breite mein Anliegen aus, indem ich verschiedene Formulare auf dem Tisch sortiere: Meine Zahnarztrechnung nach dem ersten Schritt der Implantatsorgie, eine Empfehlung meiner Hausärztin für eine Kur, mein Antrag auf Zahlungsbefreiung. Sie schaut auf ihren Bildschirm und geradezu ohne Text erledigt sie innerhalb kürzester Zeit alle meine Anliegen, schiebt mir ein Formular über den Tisch. Ich solle das unterschreiben. „Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend“, sagt sie und mir gelingt es, sie nicht zu fragen, ob sie diesen nicht mit mir verbringen wolle.